

(Nachdruck verboten.)

Herrn Bickendrath's Pensionäre.

16] Roman von O. Eugen Thojjan.

Er gab seinem weichen Filzhut vermittelst dreier Stecknadeln die Form eines Dreimasters. Den setzte er sich tief in die Stirn, riß die Augen auf, bis sie kugelförmig waren, zog die Mundwinkel tief hinab und stützte sich auf einen Krückstock, den er aus den Weihnachtsferien mitgebracht hatte. Und das Gewächs, das aus diesen verschiedenartigen Anstrengungen resultierte, nannte er „Friedrich den Großen.“ Es war wundervoll.

Emil fügte sich dem Ensemble ein, indem er Herrn Bickendrath ohne Entgelt den „Waldblauer“ aus seiner Bibliothek zur Verfügung stellte, das Prachtwerk seiner Sammlung, mit Illustrationen. Die übrigen Werke kosteten Stück für Stück fünfundsanzwanzig Pfennige. Die wagte er vorläufig Herrn Bickendrath noch nicht anzubieten.

Fritze aber saß einsam auf seinem Zimmer und fraß sich voll Menschenhaß und Verachtung, statt auf sein Examen zu arbeiten.

X.

Näthselhaft war es, woher der Kantor emeritus Tripps seine intime Kenntniß von den Dingen nahm, die sich außerhalb seines Thurmes vollzogen. Er ging fast nie aus, er empfing kaum einmal Besuch, und dennoch wußte er Alles, was bei den Bewohnern der Straße vor sich ging.

Indem solche Stubenhocker die Sinne, die ihnen zur Aufnahme der Natur und natürlicher Dinge verliehen sind, mehr und mehr verkümmern lassen, müssen sie eine ganze Menge geheimnißvoller Organe ausbilden, mit denen sie das Innenleben der Häuser erfassen. Und diese Organe besaß der Kantor in ungläublicher Feinheit und Schärfe.

Der über Fritze Weinold verhängte Boykott hatte noch nicht vierundzwanzig Stunden bestanden, da war er schon so genau darüber unterrichtet, als ob er von sämmtlichen Theilhabenden beschworene Zeugenaussagen erhalten hätte. Und nun ging er in seinem Thurm auf und ab und rieb sich die Hände. Das war so gerade was für ihn, ein gesundes Fressen. Nichts war ihm amüsanter, als wenn die Thorheit der Menschen sich in der Gestalt unmüthiger und kindischer Feindseligkeiten offenbarte. Wenn's aber gar die Waffe war, die sich gegen den Einzelnen wandte und ihn mit ihrem Gewicht zu erdrücken dachte, dann war sein Vergnügen vollkommen. Denn der Einsame war für ihn immer der Bessere. Wenigstens besaß er alle seine Sympathien.

Zwischen Fritze und dem Kantor hatte bis dahin nur eine kühle Grußbetanntschaft aus der Ferne bestanden. Der Kraftmensch in dem Primaner fühlte sich nicht hingezogen zu dem kleinen vertrockneten Schulmeister mit dem ewigen spöttischen Grinsen, das sich in seinem Gesicht so eingemistet hatte, daß es überhaupt nicht mehr daraus zu vertreiben war.

Aber jetzt wurde das anders. Der Kantor hatte Fritzen auf der Treppe zu treffen gewußt und ihn ohne Barnherzigkeit auf seinen Porst geschleppt. Dort mußte er sich auf das knüppelharte Lederkanapee setzen, sich eine strohtrockene Zigarre anzünden, und nun saß der Kantor eine ganze Weile stumm vor ihm und umfaßte seine starkknochige Gestalt mit wohlgefälligen Blicken.

„Der wird der Bande schon tüchtig zu schaffen machen,“ murmelte er schließlich vor sich hin.

„Wie meinen Sie?“ fragte Fritze, der von dem sonderbaren Gebaren seines Gegenüber ein bißchen in Verlegenheit gesetzt wurde.

Aber der Kantor gab keine Antwort. Er erhob sich wieder und trippelte suchend in der Bude umher. Endlich zog er aus einer Ecke eine kurze Pfeife hervor, die zum Unterschied von anderen ihrer Gattung merkwürdig viel scharfe Ecken aufwies.

„Ich werde mir so eine anstecken, wenn Sie nichts dagegen haben. Das Ding bringt mich in die richtige Stimmung, in der ich mit Ihnen schwachen möchte.“

Er lachte höhnisch auf und hielt die Pfeife in die Höhe. „Patentpfeife! Geschlich geschützt. Von einem höheren Militär konstruirt, wie der Fabrikant in seiner Anpreisung sagt. Ich habe mir das Möbel bloß kommen lassen, um mich

zu überzeugen, daß es thatsächlich Schund ist. War auch so. Aber von einem höheren Militär konstruirt! Ist das nicht zum Schreien?“

Fritze war zu wenig in der inneren Politik bewandert, um vollkommen verstehen zu können, weshalb der Kantor sich über den angeblichen Erfinder seiner Pfeife so erboste. Er sah ihn deshalb nach Auskunft forschend an. Aber der achtete nicht darauf. Ihm war es ganz einerlei, ob der Bengel das jetzt schon kapirte oder erst später. Er war nicht mehr in der Schule und von Berufswegen verpflichtet, die Unmündigen systematisch aufzuklären. Er wollte nur seinen Spaß haben.

„Na,“ fuhr er fort, „Sie haben das Einjährige in der Tasche. Da werden Sie auch gewissermaßen einmal zu den höheren Militärs gehören. Und das ist sehr gut. Ausgezeichnet ist das, sag' ich Ihnen. Die höheren Militärs machen heutzutage Alles. Sie regieren ein Reich aus dem Handgelenk, reformiren die Post ohne allen Apparat, und nun konstruiren sie auch noch Pfeifen, die keine Lust haben. Zivilisten braucht man jetzt eigentlich nur noch zum Steuerzahlen. Und auch das machen sie nicht zur Zufriedenheit.“

Er hielt inne und stellte mit teuflischer Befriedigung fest, daß sein Zuhörer total verwirrt war. Er schwieg also noch eine Zeit lang und weidete sich an seinem Werke.

Fritze aber fand bald wieder festen Boden. „Ich glaube, Herr Kantor, Sie sind ein Philosoph,“ sagte er nicht ohne einer Schimmer von Ironie.

„Allmächtiger!“ rief der Kantor. „Sagen Sie so was nicht! Das ist ja geradezu eine Beleidigung. Ich habe in meinem ganzen Leben einen einzigen Menschen gefannt, der sich selbst einen Philosophen nannte und sich von Anderen so nennen ließ. Es war ein Kamerad auf dem Seminar. Der Mensch war erstens schwindstüchtig, zweitens schnupfte er heimlich und drittens bekam er in der Religion nie eine bessere Zensur als die Drei. Und ferner — wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen — reden Sie mich nicht mit „Herr Kantor“ an! Sagen Sie „Herr Tripps“ oder meinetwegen auch bloß „Tripps“, aber nicht den Titel. Der regt mich auf. Ich will Ihnen auch anvertrauen, weshalb: Ich verdiene ihn nicht. Moralisch verdiene ich ihn nicht. Sehen Sie, als ich auf das Seminar ging, lebte meine Großmutter noch. Die gute alte Seele! Und jedes Mal, wenn ich nach den Ferien wieder fort mußte — ich hatte von unserem Dorfe nur eine Stunde zu Fuß — dann holte die alte Frau das Gesangbuch herbei und las aus dem Anhang das Gebet: Wenn einer auf Reisen geht. Die hätte den Titel verdient. Denn er ist und bleibt im Grunde genommen doch ein kirchlicher Charakter. Aber ich — sehen Sie, ich bin so ziemlich von dem Gesangbuch abgekommen. Nur manchmal, wenn ich so recht mit mir und meinen Mitmenschen zufrieden bin, dann lange ich es mir hervor. Die alte Ausgabe, heißt das, von 1826 ist sie, glaub ich. Darin steht noch der alte schöne Vers: Seht die Heerde der Kameele! Den les' ich dann.“

Fritze mußte laut lachen. Das gefiel dem Kantor. Er schob ihm die Zigarrenkiste näher und sagte:

„Nehmen Sie nur! Sie brennen ein bißchen schnell weg, aber das hat auch sein Gutes. Man ärgert sich nicht so lange über sie.“

Fritze nahm und machte sich's wieder bequem. Er freute sich darauf, noch ein wenig den krausen und künstlich verschlungenen Gedankengängen des alten Spötters zu folgen. Eigentlich ein ulliger Knopp, dieser Kantor, der keiner sein wollte!

Da intonirte gerade unter ihnen Johannes das Reiterlied mit den vierzehn Strophen.

Der Kantor wiegte den Kopf. „Auch ein frommer Sänger. Wenig Kunst, aber viel Begeisterung.“

Fritzens Antlitz hatte sich verfinstert. Das Reiterlied riß ihn jählings aus seiner Stimmung. Der Kantor bemerkte es sofort und schmunzelte.

„Vorüber ärgern Sie sich? Ueber den Sang oder über den Sänger?“

Als Fritze eben antworten wollte, kam unten der hohe Ton. Oder vielmehr er sollte kommen und kam nicht. An seiner Stelle drang nur ein infames heiseres Sequiele durch die Decke. Johannes war wieder übergeschnappt.

„O Du mein zerbrochenes Saitenspiel!“ rief der Kantor und that, als ob sein musikalisches Feingefühl verletzt wäre. Er hatte aber selber keins. Er trachtete damit nur seinem Besuch innerlich näher zu kommen. Und es gelang ihm auch. Friße ging aus sich heraus.

„Ja,“ sagte er verächtlich, „singen kann er nicht gut, aber dafür hat er einen schlechten Charakter.“

„Ich weiß,“ nickte der Kantor, „sie haben einen Ring gegen Sie geschlossen. Das ist ja lächerlich. Die dummen Jungen! Wissen nichts Besseres zu thun, als mit einem alten Dummkopf gemeinsame Sache zu machen. Aber der Alte, der ist mir Dummkopf im Nebenamte. Im Hauptamt ist er — soll ich es Ihnen sagen — ein Erziehungsquacksalber ist er, ein pädagogischer Kurpfuscher.“

Friße wußte nicht recht, was er sich darunter vorstellen sollte. Deshalb neigte er nur den Kopf langsam wie zu einer bedingten Zustimmung und schwieg.

„Er hat übrigens viele Kollegen“, fuhr der Kantor fort, „offizielle und inoffizielle, und zu den schlimmsten gehört er nicht. Er läuft eben mehr aus Verzweiflung mit. Weil er sich nicht zu helfen weiß, wie der berühmte Greis auf dem Dache. Aber zu der Junst gehört er. Und er ist auch nahe dran, es selbst zu wissen. . . . Wie? Was ich darunter verstehe? . . . Na, passen Sie auf! Darunter verstehe ich Leute, die mit Mitteln erziehen wollen, an die sie selbst nicht glauben. . . . Punktum!“

Friße wollte aus Höflichkeit eine Bemerkung dazwischen werfen. Aber der Kantor ließ ihn nicht dazu kommen. Mit erhobener Stimme rief er:

„Ich versichere Sie, als ich noch auf dem Dorfe Lehrer war, hatte ich einen Pastor, schwarz, sag ich Ihnen, wie die Nacht, schwarz durch und durch, man sah ihm die Schwärze ordentlich durch die Haut schimmern. Es kann aber auch am schlechten Nasiren gelegen haben. Das ist ja egal. Dieser Mann also — ich habe Ihnen schon erzählt, daß ich so nach und nach davon abgekommen bin, und ich habe, so lange ich unter ihm wirkte, so manchen Tanz mit ihm gehabt — aber ein ganzer Kerl war's, das Schwarz war echt, und seine Jungens sind lauter ganze Kerle geworden. Der eine davon, der zweite, hat Medizin studirt. Glaubt jetzt nichts mehr, aber garnichts — und für den Alten geht er durch's Feuer. Sehen Sie, das ist Erziehung . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Unsere armen, armen Reichen! Nichts geht ihnen nach dem Willen. Selbst die Natur ist wider sie. Die ungebührlich warmen Winter beeinträchtigen alle „vornehme“ Geselligkeit. Drei Wochen vor Fasnacht und die Linden Lüste sind wie von Frühlingsstimmung erfüllt oder seiner Regen rieselt hernieder.

Das ist nichts, wenn man mitten im Fasching drin steht, wo sich das „gesellschaftliche Leben Berlins“ am üppigsten entfalten sollte. Wozu alte Melodien über den Berliner Karneval wiederholen? Das weiß jedes Kind, daß es bei uns zu keiner allgemeinen Nartheit kommen kann, weil jeder Einzelne seine besondere Nartheit so fürchterlich ernst nimmt. Es giebt aber doch für die Besiegenden den äußeren Abglanz eines Karnevals sein Flimmern und Schimmern, seine übergoldete Pracht, sein bacchanalisches Getriebe mit vielem Lärm und so wenig befreiender Lustigkeit. Diesem Lebemannkarneval sind die allzu gelinden Winter ebensolche „Schredgespenster“, um den neuesten, nach Herrn v. Frege's komischer Auslegung, unparlamentarischen Ausdruck zu gebrauchen, — wie für die Sieger und Siegerinnen der Eislaufplätze, der willkommenen Stätten, auf denen sich „Anknüpfungen“ so leicht von selbst ergeben.

Es fehlt in solchen Tagen die volle Freude am Kontrast. Es ist etwas Anderes, wenn man aus rauher, eifriger Luft in die üppig arrangierten Räume eines Festgebers tritt. Draußen möchte man sich in Pelze hüllen, und drinnen defolletierte Damen in leichten Gewändern. Selbst auf den reinen Vergnügungsborren unserer Lebewelt will das, was man Berlinischen Karneval nennt, besser aufgenommen, wenn der Schnee draußen unter den Füßen knirscht. Ob man im Wintergarten den karnevalistischen Maskenball fetere, ob in Theatern, die den Liebergang zum Tingeltangel bedeuten, wie in Metropoli- oder im Olympia-Theater, — selbst diese Art von Vergnügen gedeiht besser bei winterlichem Klima. Es ist ja wahr, es geben sich hier nicht gerade die edelsten Elemente ein Stelldichein; die Liebeshändlerinnen lassen ihre Augenlein erst gar spekulativ um und um gehen, ehe sie an einen eiteln Gauß oder an einen würdigen Menschen gerathen, der sich sein wildes Amüsement nicht verdrischen läßt, auch wenn es erlautet und bloß erlautet ist. Den Leuten ist alles Gefühlsduselei, was sich nicht mit schweren Wägen erhandeln läßt und so sind sie am Ende nur konsequent, wenn sie sich in ihrem Amüsement durch

harte Bedenken nicht stören lassen. Da wandern die blaßblonden Hautendelein-Feen, die immer noch modisch sind, aber sie sehnen sich nicht, wie im Hauptmann'schen Gedicht, nach jungen, armen Menschenkindern. Sie suchen vielmehr ihre guten, älteren Nidelmänner, denen es auf ein paar Goldstücke mehr oder weniger nicht ankommt. Wenn dann der rabau-karnevalistischen Lust in den Cafés beim Schummerpunsch ein Ende gemacht werden soll, so will das richtige Wesen dieses Vergnügens auch nicht ganz ausflommen. In diesem karnevalistischen Getriebe kann man das alkoholische Feuer eben nicht entbehren; ohne diesen Stachel und Ansporn wäre die ganze Sache in ihrer kläglichen, inneren Nüchternheit gar zu dürrig und reizlos. In eine Art von Betäubung mühten sich Liebeshändlerinnen und Lebemänner erst versehen, um den geschminkten Spuk sammt allem Flitterkram für Zauber zu nehmen. Und das alkoholische Feuer geht lebhafter ein, wenn es winterlich saust und stürmt.

Den besonders Gutsfürten, die sich heutzutage das ganze Jahr zu einem ewigen Frühling gestalten können, ist überdies ein schwerer Kummer bereitet worden. An der Riviera wie an allen südlichen Seestädten ist es nicht anders als bei uns selber. Nizza hatte am Freitag eine geringere Morgentemperatur, als Berlin. Zu Zeiten war es bis nach Neapel hin rauher, als hier in der norddeutschen Tiefebene. Da geht es denn nicht gut an, seinen gewohnten Aufenthalt an winterlichen Kurorten im Süden zu nehmen. Man jammert in der That auf vielen Plätzen über die schlechte „Wintersaison“ dieses Jahres. Man sollte die wirtschaftliche Bedeutung der neuen Mode ja nicht einmal unterschätzen. Mit den winterlichen Kurplätzen ist die Fremdenindustrie im letzten Jahrzehnt ganz erheblich gestiegen. Für ganze, verarmte Gegenden will das allerdings nicht allzu viel sagen. Für die Mehrzahl der Bewohner, für die Milkläuter und Tagewerker in der Fremdenindustrie fällt von der kapitalistischen Heberfütterung gleichsam nur ein Almosen ab. Aber, wenn die Noth so arg ist, daß selbst das Bettelgeld ins Gewicht schlägt, so begreift man, warum an den winterlichen italienischen Kurplätzen über die Saison, die begonnen hat, so gejammert wird. Es ist weit gekommen im schönen Italien! An seinen herrlichsten Plätzen, an verschwenderisch bedachten Schauflätten der Natur erheben sich in ewig gleichem Glend die dürren, abgemagerten Bettelhände der Einwohner und harren der wenigen Soldi, die ihnen von fremden Fremden, vom Ueberfluß ausländischer Reichen zugeworfen werden. Man schreit aber miseria, miseria, Glend über Glend, wenn selbst diese paar kupfernen Soldi ausbleiben. So berührt sich höchster Ueberfluß, der winterlichem Frost wie sommerlicher Schwüle gleichmäßig entziehen kann, mit tiefstem Mangel, für den es auch in paradiesischer Landschaft nur einen ewig gleichen einförmigen Wann des Glends giebt.

In diese Schredgespenster haben sich die herrschenden Mächte Italiens gewöhnt. Man ist gegen sie stumpf geworden und darf sie auch parlamentarisch erwähnen.

In deutschen wohldisziplinirten Musterparlament ist das anders. In Pest, in Wien, da giebt es überall parlamentarische Raubheine, und selbst im französischen Senat kitzten die Worte würdiger Senatoren neulich zornig gegeneinander. In sämigen-züchtigen Berliner Parlament ist das ganz anders. Da zuckt ein Präsident gleich jüngerlich scheu zusammen, wie am Freitag der Vizepräsident Frege im Reichstag, als Friß Jubel von Schredgespenstern sprach. Im gläubigen Dumstkreis, den Zentrum und konservative um sich verbreiten, soll man wirklich nicht von Gespenstern reden. Das ist unangenehm. Man hat zwar alleseitig und herzlich gelacht, als Herr v. Frege in gerechter Entrüstung die Schredgespenster des Justizausgesetzes als unparlamentarisch von der Schwelle des Sitzungssaales wies. Aber Herrn v. Frege's Zartgefühl bleibt doch verständlich. Gespenster sind Gespenster. Die soll man ruhen lassen. Gespenster werden Vorstellungen von unheimlichen, gruseligen Gestalten, und Kinder, wie die Frommen des Landes, fürchten sich im Dunkeln.

Nur keine heftigen Worte, meint der nervöse Präsident. Nur keine Ueberfütterung, nur keine Haft, sagen die brav gestimmten Deputirten, sobald es sich um soziale Arbeit handelt. Sachte auftreten, hübsch sachte und bedenkl! Und jeden Groschen dreimal angesehen, ehe man ihn sozialer Fürsorge opfert. Diese Leifretter und Beschwichtigter fand man sonst eher unter Hofrathen, als unter Abgeordneten im Reichstag. Sie glauben eine Flamme zu dämpfen, wenn sie sanft in sie hineinblasen. Wir wollten und wir sollten und wir möchten ja ganz gern ein Länzchen auf dem Gebiet sozialer Fürsorge wagen; aber unsere altersmüden Großvaterbeine können nicht recht vorwärts. Zu einem altväterlichen, langsamen Menett reicht's noch mit Anstand, aber nicht zu einem flotten Walzer oder Galopp!

Wozu erst das anständige Gethue mit „wir möchten noch und dächten doch“. Da sind die derben Nüchternslosigkeit unserer Großpatrone deutlicher. Man weiß, woran man sich zu halten hat. Da sitzt der Herr und Meister über so viele arbeitende und schweißende Menschenkinder auf seinem Thron unahbar in seinem Herrenbewußtsein, wie ein Fürst des Orients, wie ein japanischer Mikado, unsichtbar für das gemeine Volk. Was kümmern ihn erkämpfte geistige Rechte? In seinem streng abgegrenzten Königsbezirk sind die Rechte aus anderer Welt, und wäre es der moderne Staat, aufgeschoben. Eine wißsüchtige Ministerkammer umgiebt den Großpatron, wie die Sonnen eine Zentralsonne umgeben, seine profane Klage, seine mühsende Beschwerde

dringt direkt an des Zentralgewaltigen Ohr. Wer in dies festgefügte kleine Reich eintritt, der lasse alle Begehrlichkeit des Willens und des Geistes draußen. Er hat seine Nahrung mit vergnüglich-breitem Lächeln entgegen zu nehmen. Wehe den Unzufriedenen! steht am Thore des Herrenpalastes angeschrieben! Nach unzufriedenen Gedankten wie nach unzufriedenen Menschen wird gejagt; und in dem engen Staatsgetriebe ist eine ganze Aufsichtsverwaltung eingerichtet, ein Rädchen greift ins andere, und was von Unzufriedenen gedeutet und geküßelt, geküßelt und gesprochen wird, das sammelt sich an, wo der oberste der Minister, das große Ohr des absoluten Herrn, seines Amtes waldet. Unzufriedenheit, der segensreiche Förderer menschlicher Kultur, wird hier zum Malheur, wenn nicht zum Verbrechen. Sich bescheiden können und nicht murren, ist hier Verdienst. Selbst der Strohkopf mag noch hingehen, wenn er sich duckt und in seinem „gesundem Stumpfium“ selbstgerecht und vergnüglich lächelt. Wer sich aber beschwert, und wär's im engen Kreis seiner Kameraden, am Wirthshausisch, den verjagt man aus dem Ort, der nach der Herren Annahme ein Paradies ist. Er soll nicht glauben, daß man ihn nicht höre. Das Ohr des Herrn ist groß und der Herr hat viele eifrige Diener. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

— Ein Volk, das seinen Fürsten regiert. Unter dieser Epithete erzählt die „Frankfurter Zeitung“: Zum 200jährigen Jubiläum des Fürstenthums Liechtenstein werden die nachfolgenden heiteren und lehrreichen Mittheilungen aus der Geschichte dieses Staats und über das Verhältnis zwischen den Liechtensteinern und ihren Fürsten interessiren: Die Großen der Hauptstadt Vaduz wählten schon 1816 eine Deputation an den Fürsten Johann I. und sagten ihm mit aechter- und freibürgerlicher Offenheit, daß sie zwar nichts dagegen hätten, sich von ihm regieren zu lassen, aber nicht auch dafür bezahlen wollten, zumal da er, der Fürst, sehr reich sei. Auch möchten sie die fünfzig Mann und den Trommler — der Fürst war verpflichtet, diese zur Bundesarmee zu stellen — lieber zu Hause behalten, weil sie hier besser gebraucht werden könnten bei der Arbeit, als in dem Soldatenthum, das Geld koste und nichts thue.

Seine hochfürstliche Durchlaucht war ein außerordentlich reicher, aber auch ein sehr braver Mann und sagte: „Liebe Kinder, ich brauch' Euer Geld nicht und will gern umsonst regieren. Auch will ich Euch die fünfzig Mann und den Trommler lassen und sie mir aus meiner Tasche anderweit für die Bundesarmee beschaffen.“

Der Fürst ließ von nun an gegen Entschädigung die fünfzig Mann und den Trommler von Oesterreich besorgen und regierte ohne Honorar. So ging's friedlich, freundschaftlich und steuerfrei fort bis 1836, als Fürst Aloisius I. den Thron seiner Väter bestieg in der Hauptstadt und Residenzstadt Vaduz. Die Eingeborenen von Vaduz ließen sich bei dieser Gelegenheit etwas kosten, banten eine Ehrenpforte, illuminierten und brannten für mehrere Gulden Feuerwerk ab. Hinterher steckten aber die Weisesten von Vaduz ihre Köpfe zusammen, nachdem sie dieselben vorher nachdenklich geschüttelt hatten und huben an, miteinander so zu reden: „Unser erbahener Monarch regiert uns ganz unentgeltlich; das ist wahr, aber Ihr habt gesehen, Kinder, daß er uns doch noch immer manden schönen Groschen Geld kostet. Wir haben die Ehrenpforten gemacht, haben ein Feuerwerk abgebraut, haben überhaupt bei den jeweiligen Besuchen Seiner Durchlaucht, bei Jagden und anderen hochfürstlichen Vergnügungen doch nicht unbedeutende Ausgaben, die uns geniren, veräumen dabei Zeit und werden dadurch an Geschäft und Gewerbe geschädigt! Wo haben wir's immer noch nicht umsonst. Jedenfalls macht's ihm aber Vergnügen, uns zu regieren. Dies hat einen großen Werth für ihn und er hat Geld. Stellen wir ihm einmal die Sache ordentlich vor.“

Und so wählten die Eingeborenen von Vaduz die weisesten und angesehensten Bürger zu einer Deputation aus und entsandten diese vor die Stufen des Thrones. Hier brachten sie ihre drückende Beschwerde, daß ihnen der unentgeltlich regierende Fürst doch noch Kosten verursache und daß er sie für sein Vergnügen, sie zu regieren, entschädigen möchte, mit solchem Nachdruck zur Sprache, daß der gute Monarch ordentlich gerührt ward und Entschädigung versprach. Sie wurden mit ihm über eine jährliche Entschädigungsumme handelseins, und er bezahlte sie mit musterhafter Pünktlichkeit.

Damit hatten's die Liechtensteiner zu einer politischen Stellung gebracht, die weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart der Welt ihres Gleichen findet. Statt ihre Regierung zu bezahlen, hatten sie dieselbe nicht nur umsonst, sondern wurden auch noch dafür entschädigt, daß sie sich regieren ließen. Weiter konnten sie's doch unmöglich bringen, O doch! Wer blonde Haare hat, will sie auch noch geküßelt haben, sagt ein Sprichwort. Fürst Johann II. von Liechtenstein sagte eines schönen Morgens zu sich selbst: „Da ich nicht nur keine Zivilliste beziehe, sondern für meine Arbeit meine Unterthanen sogar auch noch entschädige, darf ich mir doch wohl auch die Freiheit nehmen, wenigstens nach meinem Geschmack und wo ich will zu leben. Diese meine Haupt- und Residenzstadt Vaduz ist sehr langweilig. Ich habe Geld genug und

will damit in der Kaiserstadt Wien leben.“ Fürst Johann II. zieht also nach Wien, baut sich einen prachtvollen Palast und lebt herrlich und in Freuden darin. Das Regieren und die Entschädigung dafür besorgte er schriftlich und durch einen Minister. Aber da steckten die Liechtensteiner in Vaduz wieder die Köpfe zusammen, nachdem sie diese vorher nachdenklich geschüttelt hatten, und sprachen zu einander: „Wir müssen eine Deputation erwählen, nach Wien schicken und unserem Allergnädigsten unsere Beschwerden vortragen.“

So war eines schönen Morgens der Fürst kaum aus dem Bette, als sich ein Duzend der höchsten Vaduzer anmelden ließ. Sie wurden alle zwölf vorgelassen und sprachen nach Abmachung gehöriger Kräftige des Inhalts zu ihrem allergnädigsten Landesvater: „Wir bezahlen nichts an Euer Durchlaucht fürs Regieren, im Gegentheil Euer Durchlaucht entschädigen uns dafür, daß wir uns regieren lassen. Das ist ausgezeichnet. Aber Euer Durchlaucht haben heidenmähig viel Geld und lassen halt viel draufgehen hier in Wien, so daß uns aller Verdienst dabei entzogen wird. Wir bitten daher Euer Durchlaucht, wenigstens alle Jahre sechs Monate in unserem lieben Vaduz zu leben, wobei wir zwar immer noch viel Geld einbüßen, aber das wollen wir nicht so genau nehmen. Schenken Sie uns also gefälligst wenigstens Ihre halbe Gegenwart und eine kleine Zugabe, nämlich eine Konstitution.“

Fürst Johann II. bewilligte auch dies und gab eine Konstitution zu, nach welcher die Liechtensteiner fünfzehn Abgeordnete zu wählen hatten, die vom Fürsten ebenfalls bezahlt wurden. —

Kunstgewerbe.

— Im Lichthofe des Kunstgewerbe-Museums ist eine sehr interessante Sammlung von gewebten alten und neuen Stoffen, Spitzen und Passementerie-Arbeiten zu sehen. Die Höhere Webeschule in Berlin, 1874 von der Stadt Berlin begründet und seit 1890 in dem eigenen Gebäude Markstraße 49, arbeitete bisher ohne einen Lehrapparat von Stoffproben allerer Zeit. Im Jahre 1898 erhielt das Kunstgewerbe-Museum den Auftrag, eine geschlossene Sammlung für den Unterricht an der Webeschule zu beschaffen. Die seit Jahrzehnten unterhaltenen Verbindungen des Museums ermöglichten es, die jetzt zur Ausstellung gelangende Sammlung im Laufe dieses Jahres zusammenzustellen; sie enthält, nach den hauptsächlichsten Gruppen geordnet, Webereien verschiedener Art aus toptischen Gravern in Oberegypten vom 5.—7. Jahrhundert, orientalische und abendländische Seidenstoffe bis zum 14. Jahrhundert, Spätgotik in ihrem Uebergang zur Frührenaissance, besonders reichhaltiges Material aus der Zeit der Renaissance, vornehmlich der italienischen, des Barock, Rokoko, Pöpp, dann auch zahlreiche Proben von Arbeiten des Orients, von Persien, China und Japan, Vordemweberei und Franzen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert, ältere gefärbte und bedruckte Stoffe und neuere europäische Stoffe. Die Sammlung ist durchaus für die Bedürfnisse des praktischen Unterrichts zusammengestellt. Es ist daher vernieden, historische oder archäologische Seltenheiten zu verwenden. Gesammelt für die Schule sind vielmehr aus entlegenen Kulturgebieten nur einzelne Proben, die gerade hinreichen, um den Entwicklungsgang und die Arbeit mit primitiven Instrumenten zu zeigen, dagegen aus der Blüthezeit europäischer Kunstweberei vom 15. bis 18. Jahrhundert große Mengen von Proben. Ferner ist auf Stoffe von besonders reicher oder interessanter Technik geachtet. Es galt nicht für nöthig, große Schaulüde zu erwerben, wie das Museum derer bedarf; Abschnitte, welche das Muster und die Textur deutlich zeigen, werden in den meisten Fällen genügen. Immerhin ist dafür gesorgt, daß einzelne Stücke, bei denen dies besonders nöthig ist — wie die Stofftapeten — sich voll entwickeln. Auch einige vollständige Kirchengewänder sind erworben, um die Wirkung in der Verarbeitung darzustellen. An die europäischen Stoffe sind die orientalischen so weit angegeschlossen, als sie besonders anregende Zeichnungen und Farben enthalten; die ethnographische Wichtigkeit kam nicht in Betracht. Schon seit längerer Zeit mußte innerhalb der Lehrmittel-Anstalt für den Erwerb moderner Stoffe, einschließlich der Spitzen und Passementerie geordert werden, um die Schüler direkt in die moderne Praxis einzuführen. Ferner konnte die Stickerei nicht ausgeschlossen werden, da die Muster derselben vielfach in die Weberei übergehen und jetzt von höchst vervollkommenen Maschinen in Art der Stickerei hergestellt werden. Da dies Bedürfnis mit dem der städtischen Fortbildungsschulen zusammentrifft, hat die Stadt Berlin eine größere, für Unterrichtszwecke zusammengestellte Sammlung von Stickereien erworben und diese gleichfalls der Webeschule zur Verwaltung überwiesen. —

Archäologisches.

— Die österreichischen Ausgrabungen in Ephe-sus. Wie aus Wien berichtet wird, hat Dr. Otto Benndorf der Akademie der Wissenschaften einen Bericht über die Ausgrabungen des österreichisch-archäologischen Instituts während des Jahres 1898 in Ephe-sus erstattet. Das Hauptergebnis war die Aufdeckung des Theaters, von dem im vorigen Jahre einige Tafeln freigelegt waren. Die Orchestra und das Bühnenhaus zeigen jetzt, daß das Bauwerk von den Römern im 2. Jahrhundert n. Chr. restaurirt

wurde und man es mit einem zweifachen Baustile zu thun habe. Der Zuschauerraum, einen Halbkreis bildend, öffnet sich in einer Gesamtbreite von 140 Meter. Er zählt 66 Sitzreihen, welche in 3 Ränge gegliedert sind. Der unterste Rang ist durch zwölf Treppen in elf Reile getheilt, die Stufen sind mit Marmorplatten verkleidet. Eine marmorne Wand schneidet die Sitzreihen von der Orchestra ab. Das Bühnenhaus erhebt sich auf einer mächtigen Terrainenanschüttung und zeigt als Haupttraum einen Korridor, der 40 Meter lang, 2,95 Meter breit, 3 Meter hoch und in zwei Stockwerke getheilt war. Drei Stufenreihen tragen das aus Marmorplatten hergestellte Podium, das von außen durch zwei Rampen, von der Orchestra aus durch schmale Treppen an beiden Enden und in der Mitte zugänglich ist. Zwischen der Höhe des zweiten Geschosses erhebt sich die reich ausgestattete Hierarchitektur der scaenae frons. Die Säulen und Pfeiler derselben erheben sich auf Sockeln von 9 Meter Breite und 4 Meter Tiefe. An Skulptur- und Inschriftenfunden bot das Theater eine reiche Ausbeute. Zu dem im Jahre 1897 ausgegrabenen Torso eines Mannes wurde nunmehr der Kopf gefunden. Ferner wurden mehr als 500 Relief-Fragmente aus dem Hauptfries gefunden, welcher Eroten auf der Jagd und im Kampfe mit wilden Thieren darstellt. An der Außenfront des Theaters wurde eine mit großen Platten gepflasterte Straße freigemacht. An drei umfangreichen Blöcken befand sich die Fortsetzung des Briefes von Marc Aurel und L. Verus an den Logisten Ulpianus Eurykles. An zwei Quadern waren Dekrete der Ephezer zu lesen, welche zumeist Bürgerrechtsdiplome behandeln. —

Kulturgeschichtliches.

1. Die Apotheker im Mittelalter. Bei den Griechen und Römern standen die „Apotheker“ in einem sehr schlechten Anse; Horaz z. B. stellt die „Salbentöche“ mit Gauklern und Bettlern auf eine Stufe. Im Orient wußte man die Kraft der Apotheker besser zu schätzen, schon im frühen Alterthum beschäftigte man sich dort mit pharmaceutischen Studien. Als Geburtsstätte der eigentlichen Apotheke gilt Bagdad. Wie Hugo Mambach in seinem neuen Buche: „Das Charakterbild des Apothekers in der Literatur“ ausführt, wurden auch durch die Araber diese Apotheken nach Europa, zunächst nach Spanien, verpflanzt. Von dort gelangten sie nach Italien. Hier erlebten sie eine Glanzperiode, in der mit kostbaren, mit Bibelsprüchen und Blumen bemalten Vasen, wie sie noch heute das Museum von Florenz bewahrt, ein großer Luxus getrieben wurde. Damals bildeten die Apotheker eine eigene Zunft, die Banner und Wappen führten. In Deutschland führen die ältesten Erwähnungen von Apotheken nicht über die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts hinaus. Im Jahre 1298 wird z. B. ein Gerardus apothecarius in Ulm erwähnt, der, wie öfter, ein Geistlicher gewesen zu sein scheint. Der Ausdruck „Apotheke“ bezeichnete in Süd- und Westdeutschland bis zum 14. Jahrhundert etwa dasselbe wie Gabe oder Kramladen; so wird im Jahre 1301 ein Tuchladen eine apotheca genannt, und 1290 findet sich ein Bericht, daß sich in einem Hause 21 Apotheken befänden. Daß auch schon jene Apotheken unter Aufsicht der Aerzte standen, wird zuerst aus Ulm (1436) gemeldet. Von Einzelheiten ist aus jener Zeit noch erwähnenswerth, daß dem Berliner Apotheker 1488 das Privileg erteilt wurde, daß außer ihm niemand in der Stadt mit Konfekt oder gefärbtem Wachs handeln dürfe; andererseits wurde 1648 dem Apotheker zu Stendal die Verpflichtung auferlegt, zu jedem Neujahr den beiden Bürgermeistern Marzipan und Zucker zu liefern. Abraham a Santa Clara, der das Gute der Apotheken durchaus anerkennt, bringt auch einige starke Vorwürfe gegen sie vor: man finde bisweilen bei ihnen auch „Fallentia, d. i. alte verlegene Spezies und Waren, welche mehr dem Patienten schädlich als nützlich sind. So geschieht es nicht selten, daß in einer Büchsen, auf welcher Alchemies geschrieben, nur eine geschimmelte Hölzer-Dolgen liebet, die doch der gemeine Mann gleichwohl teuer bezahlen muß. . . Item sind wohl einige zu treffen, die ganz gewissenlos die Arznei zu teuer geben, und etwaum 1 Handvoll Heublumen für einen Reichthaler verfilbern. . .“ —

Physiologisches.

— Vermehrung des Körpergewichts ohne Nahrung- oder Getränk-Aufnahme hat Ch. Bouchard seit drei Jahren bei seinen Studien über die Variationen des Körpergewichts in den Zwischenzeiten der Mahlzeiten bei Menschen und Hunden festgestellt. Er glaubte Anfangs das Opfer einer Täuschung geworden zu sein, überzeugte sich aber dann mittels einer sehr genauen, von Rébier konstruirten registrirenden Waage, daß ein Mann von 86 Kilogramm Gewicht innerhalb einer Stunde 10, 20, einmal sogar 40 Gramm an Schwere zunahm, daß aber diese Gewichtsvermehrung niemals länger als eine Stunde vorhielt. Der Zuwachs konnte offenbar nur durch Gasaufnahme erklärt werden, während man sonst annahm, daß die Sauerstoffaufnahme bei der Athmung dem Körper zwar Kraft und Wärme verleihe, im Uebrigen aber zehre, indem die Körperstoffe verbrannt, die Verbrennungs-Produkte aber ausgeathmet werden. Der Körper müßte also durch Verlust von Kohlensäure und Wasserdampf aus Haut und Lungen bis zur nächsten Zufuhr von Brennstoffen beständig an Gewicht abnehmen; aber die Waage lehrte unwidersprechlich, daß sein Gewicht

vorübergehend sogar zunahm. Bouchard erklärte sich das scheinbare Paradoxon der Gewichtszunahme durch eine Sauerstoffverbindung bei der theilweisen Umwandlung von Fett in Leberstärke (Glycogen), und die Rechnung in Betreff der Größe der Gewichtszunahme schien diese Annahme zu bestätigen. Auch F. Jourdain, der bei den der Luft ausgelegten Eiern verschiedener einheimischer Amphibien, wie z. B. der Geburtshelfer-Kröte, welche die Eierhülle um die Füße des Männchens schlängelt, eine solche Gewichtszunahme schon vor dreißig Jahren beobachtet hatte, schloß sich dieser Erklärung an. Berthelot will jedoch eher an eine Oxydation verschiedener Eiweißstoffe und Bildung neuer Verbindungen daraus zur Erklärung der unbestreitbaren Gewichtszunahme glauben. — („Prometheus“.)

Aus dem Thierreiche.

10. Eine neuentdeckte Termiten-Art. Der dänische Entomologe Yuage Sjöstedt, der sich seit Jahren vorzugsweise mit der Erforschung von afrikanischen Termiten beschäftigt, hat neulich aus Kamerun eine bisher unbekannte Termiten-Art beschrieben. Wegen der schwarzen Farbe hat er sie Termesniger benannt. Es ist eine große geflügelte Ameise, deren Länge mit den Flügeln über 4 Centimeter und deren Flügelspannung sogar über 7 Centimeter mißt. Sie besitzt Fühler mit 19 Gliedern. Sjöstedt hatte schon früher Soldaten und Arbeiter einer Termiten-Art in Kamerun beschrieben, die ebenfalls am Kopf und ganzen Körper schwarz gefärbt und außerdem von ungewöhnlicher Größe waren; er hält es daher für wahrscheinlich, daß die neue Form nichts Anderes als das vollkommene ausgewachsene Insekt derselben darstellt. —

Humoristisches.

— Ein braves Weib. „Dem Sepp sei' Alte is a' gute Frau! Weil der Arme kein Bier mehr trinken darf, giebt sie ihm sei' Medizin immer in — Maßrug!“ —
 — Seine Ansicht. . . „Genie bleibt Genie, Herr Kommerzrath! Man kann auch ohne Arme ein großer Maler sein!“
 „Ne Maler vielleicht — aber ä Redner??!“ —
 — Er sah. . . „Was fällt Ihnen denn ein, Herr Müller, mit dem Brum und Krusel zu spielen? Ist das eine Beschäftigung für einen Mann?“
 „Ja wissen S', Frau Huber, seit mei' Alte gestorben, war's immer so unheimlich still im Zimmer!“ — („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Von „Fuhrmann Henschel“ ist von dem Autor eine der Schriftsprache angenäherte Fassung hergestellt worden; sie ist neben im Buchhandel erschienen. Die Original-Ausgabe hat bereits die 16. Auflage erreicht. —
 — Ueber die am Donnerstag stattgehabte Erstaufführung des „Fuhrmann Henschel“ am Burgtheater schreibt Speidel in der „N. Fr. Pr.“: „Das Ereigniß dieses Winters ist die heutige Aufführung des Gerhart Hauptmann'schen Schauspiels „Fuhrmann Henschel“. Wenn wir Ereigniß sagen, so liegt das mehr am Stück selbst, das, wie allgemein angenommen wird, ein naturalistisches Meisterstück ist, als an der Aufnahme des Stückes. Zwar die Hauptmann-Gemeinde nahm das Werk mit einer so überquellenden Begeisterung auf, daß der Dichter nicht oft genug vor der Rampe erscheinen konnte; aber das eigentliche Burgtheater ist von der Dichtung fremdartig berührt worden. Man fühlte wohl die Macht der Charakteristik, aber mit dem Milieu des Schauspiels konnte man sich nicht recht befreunden. . . Man kann auf das weitere Schicksal des Hauptmann'schen Schauspiels gespannt sein. Etwas paradox kann man sagen: es hat Erfolg gehabt, aber es hat nicht gefallen.“ —
 — Philipp Langmann's neues Drama „Gertraud Antleß“ wird am Lessing-Theater seine Erstaufführung — vielleicht noch im Februar — erleben. —
 — Clara Wiebig's Schauspiel „Barbara Holzer“ gelangt nächstens in Wiesbaden zur Aufführung. —
 — Die versunkene Glocke“ ist von Heinrich Böllner, Universitäts-Musikdirektor in Leipzig, in Musik gesetzt worden. —
 — Die Ausstellungs-Kommissionen der Berliner Kunstausstellung 1899 und des Künstlerhauses haben Schritte gethan, um die besten Künstler aller Richtungen in allen deutschen Kunststädten zur Theilnahme an den Veranstaltungen zu gewinnen. —
 — 300 Franks hat die Redaktion des „Weinfreund“ in Zürich als Preis für das beste Original-Feuilletton ausgesetzt. Das Feuilletton (Erzählung, Novelle, Humoreske, Plauderei) muß einen Stoff aus der Weinbranche behandeln. Umfang: 300 Druckzeilen. —
 — Als bestes Mittel zur Verhütung von Rostflecken bei Stahl und Eisen hat sich ein japanischer Lack bewährt, der aus der Rhus vernicifera gewonnen wird. Dieser milchfarbige Lack schützt Stahl und Eisen gegen schädliche atmosphärische Einflüsse, gegen Meerwasser, gegen die stärksten Säuren, Dämpfe und Gase und hält vorzüglich den Einwirkungen der höchsten Temperaturen stand. —